

(Nachdruck verboten)

20)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Der Schuller ging geraden Weges in den Pfarrhof, und der Paulimann hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten. Diese Eile war ihm nicht lieb, denn je näher sie an das Ziel kamen, desto stärker regte sich in ihm der Zweifel, ob seine Bereitwilligkeit nicht eine neue Dummheit gewesen sei. Der hochwürdige Herr war leicht beleidigt und meinte immer, daß man es an der nötigen Achtung fehlen lasse. Er merkte sich alles und zahlte es heim. Deswegen war der Kloiber der Gescheitere gewesen, wenn er dachte, was ihm nicht brenne, das blase er nicht.

„Moanst it, daß mir erscht im Na'mittag aufsi geh' soll'n? Wer woaß, ob's d' n jezt triffst.“

„Na; er is g'wiß dahoam.“

Sie kamen an den Gartenzaun. Da blieb der Paulimann stehen und sagte: „Du muast mir vasprechen, daß d' it streit'st mit'n Herr Pfarrra. Sinscht geh'n i net mit.“

„I hab' bloß a Frag', und mehra net.“

„Aba balst wieder zorni werst, nacha bleib' i net.“

„I wer net zorni.“

Der Schuller zog an der Glocke. Da überlegte der Paulimann noch einmal, ob er nicht umkehren solle. Aber er hatte keine Zeit mehr für seine Zweifel; die Türe öffnete sich vor ihnen, und sie traten ein. Heute schritt der Schuller nicht so laut über die Steinfliesen, wie selbigesmal, als er für sein Heidenkind ein ehrliches Grab wollte.

Und die Englein flüchteten nicht durch die Fenster. Sie sahen auf ihren Feind herunter und lächelten schadenfroh. Denn sie halten es mit Pfarrer und Kirche, wie es ihrer Stellung angemessen ist.

Andreas Vöst konnte sie und ihre Freude nicht sehen; aber er fühlte, daß durch alle Ritzen und Schlüßellocher boshafte Blicke sich auf ihn richteten, und es war ihm sonderbar zumute. Es atmete sich schwer da herin in dem hochgewölbten Gange.

Nun waren sie oben; er machte den Finger krumm, um anzuklopfen.

„Daß d' sei it streit'st,“ flüsterte der Paulimann.

Der Schuller gab keine Antwort und klopfte.

Scharf und knapp tönte das „Herein!“

Baufstätter hatte die zwei schon gesehen, als sie sich dem Garten näherten.

Es leuchtete ihm sofort ein, daß heute die Sprache der Liebe nicht wohl angebracht sei.

Er blätterte in einem Gebetbuche, indem er der Türe den Rücken zuehrte. In dieser Stellung blieb er, als die beiden eintraten.

„Gut' Morg'n, Herr Pfarrerr!“ sagte der Schuller.

Der Paulimann schwieg; er wollte sich nicht gleich bemerklich machen.

Baufstätter wandte sich um und sah den neuen Bürgermeister abweisend an.

„Was wollt Ihr?“ fragte er kurz.

„I kimm mit a Frag'.“

„So? Und Sie, Paulimann?“

„I? I will gar niz. I bin a so mitganga, weil a . . .“

„I hon an Paulimann auf dös ersucht, daß er mitgeht, weil mir g'rad mit'n Hierangl was g'habt hamm.“

„Da Kloiber hätt' z'erscht mitgeh' soll'n, aba er hat it mög'n und nacha . . .“

„Und dann sind Sie für ihn eingesprungen?“

Der Paulimann merkte, daß er hier keinen Anklang fand.

„Bal i an Herrn Pfarrra stör', nacha geh'n i,“ sagte er, „i muast it dabei sei.“

„Bleiben Sie nur; jezt sind Sie schon einmal da. Also was wollen Sie mich fragen, Vöst?“

„Da Paulimann hat vorgestern im Wirtshaus behaupt', daß i mein Batern a so g'haut hätt'.“

„Ja, und . . .“

„Und dös G'red werd überhaupts im Dorf umanandtrag'n. Und da hab' i an Paulimann vorladen lassen, daß er h'steht, wo er de Behauptung her hat. Und an Hierangl hab' i aa vorgeladen.“

Jezt fiel der Paulimann ein:

„Weil da Hierangl g'sagt hat, indem daß er dös g'wiß woaß . . .“

„Lassen Sie den Vöst reden!“

Der Schuller ärgerte sich über seine Befangenheit.

Er war gekommen, um in ein Kügennetz zu greifen. Sollte er auch so ängstlich dastehen wie der Paulimann?

Und er redete frischweg.

„I hab' an Hierangl vorladen lassen, weil der Paulimann g'sagt hat, daß der dahinter steckt. Und i hab's aa net anderst glaabt, als daß von der Seiten de ausg'schamte Lug fimm't.“

„Die ausgeschämte“

„Ja, daß i mein Vater mißhandelt hab'.“

„Das heißen Sie . . .?“

„A schlechte Lug, Herr Pfarrra.“

Baufstätter trat zurück.

Der Mann sah ihm so schnurgerade in die Augen; Wort und Blick waren drohend.

„Was soll ich dabei?“ fragte er.

„Was Sie damit z' toa hamm, Herr Pfarrerr? Der Hierangl hat behaupt', daß der Herr Geld selig dös auf an Bettel aufg'schrieben hätt', und den Bettel hätten Sie an Hierangl zoagt.“

„Da hat er nicht gelogen.“

„Was? Dös is ja . . .“

„Vöst, ich lasse mich nicht auf einen Streit mit Ihnen ein.“

„Du hast g'sagt, daß d' it streit'st, sinscht waar i net mitganga,“ sagte der Paulimann.

„Sei du staad! Du brauchst koan Angst it hamm.“

Der Schuller zwang sich zur Ruhe. „Herr Pfarrerr, streit'n kann i über dös net, was verlogen is.“

„Wollen Sie meinen Vorgänger im Grabe beschimpfen? Das sieht Ihnen gleich.“

„Na, so dräh'n mir die Sach' net um. I hab' sei Lebtag koa Schlechtigkeit g'seh'n von Herrn Geld, und i glaub' koane von eahm, weil er tot is.“

„Das ist sehr gnädig von Ihnen. Ich bin allerdings auch überzeugt, daß der Verstorbene die Wahrheit niedergeschrieben hat.“

„Dös hat er net g'schrieben. Dös is it wahr!“

„Wollen Sie mich Lügen strafen? Hier in diesem Schreibtisch ist die Bestätigung.“

„Derf' i's seh'n?“

„Rein; wenigstens hier nicht.“

Schuller krampfte die Fäuste um den Rand seines Gutes. Aber die Stimme erhob er nicht; sie klang ruhig.

„Herr Pfarrerr, dös kann i net glaub'n, daß Sie mir den Bettel it zoag'n wollen. Wenn's der Hierangl hat lesen derfen, den wo's do gar niz o'geht, nacha muast i's do aa g'seh'n kriag'n. I bin do der erst' dazu.“

„Das ist meine Sache.“

„Nal! Dös is de mei!“

„Was fällt Ihnen ein? Ich habe Ihnen keine Rechenschaft zu geben. Verklagen Sie mich, wenn Sie wollen!“

„Herr Pfarrerr . . .“

„Ich habe jezt genug. Sie werden es schon erfahren, wie Sie mein Vorgänger geschildert hat. Aber nicht von mir, sondern vom Bezirksamt!“

„Ja sol! Auf dös is abg'seh'n! Is net anders ganga, nacha muast der Schwindel gegen mi helfen!“

„Sie meinen, ich lass' mich in meinem eigenen Haus beleidigen . . .“

„O na, Herr Pfarrra, den G'fallen tua i Cahna net. I gib Cahna ganz recht, daß Sie die Schreiberei koan ehrlichen Menschen net aufweisen. De is für d' Spitzbuam g'macht und geht bloß de Spitzbuam was o. I bin jezt firti, Paulimann.“

Der Schuller drehte sich um und ging.

Und so deutlich klang die ungeheuchelte Verachtung aus seinen Worten, daß es seinem Feinde erging wie jenem Taubstummen in der Gegend der zehn Städte. Zu dem sprach der Herr: Epbeta, das ist, öffne dich! Und allsogleich wurden seine Ohren eröffnet

So hörte auch Bauftätter einen Augenblick die Sprache der Ehrlichkeit und wurde betroffen.

Aber nur einen Augenblick.

Denn wie er den Paulimann in Schrecken und Verlegenheit erblickte, wurde seine Seele wiederum stark.

Und er sagte vorwurfsvoll:

„Also auch Sie, Paulimann?“

„I bin g'rad . . .“

„Sie sind also hierher gekommen, um Zeuge zu sein, wie man Ihren Seelsorger beschimpft?“

„Gwiß it, Herr Pfarra. Da Schuller hat's mir no verprechen mißlassen, daß er durchaus gar it streiten will. I bin g'rad mit eahm aufa ganga, daß er fragt, ob da Hierangl it g'logen hat.“

„Warum soll der Hierangl lügen?“

„I behaupt's net. Aba, weil ma halt nia was anders g'hört hat, als daß der Schuller mit sein Vater guat g'haust hat.“

„Dieser Mann hat eine eiserne Stirne. Ich habe ihm selbst lange geglaubt. Da ist es kein Wunder, daß sich auch andere täuschen lassen.“

„Ma hat nia was g'hört . . .“

„Es ist doch sol! Aber jetzt gehen Sie; ich will allein sein.“

Bauftätter griff nach dem Gebetbuche, welches er auf seinen Schreibtisch gelegt hatte, und der Paulimann zog leise die Türe hinter sich zu.

Der Schuller ging heim.

Das drückende Gefühl hatte er los; er kannte jetzt den Hinterhalt, aus dem der vergiftete Pfeil geflogen war.

Konnte er ihn treffen?

Wußte nicht jeder im Dorfe, daß er zu allen Zeiten ehrbar gegen seinen Vater gehandelt hatte? Auch in schlimmen Zeiten.

Der alte Böst hatte es nebenher mit dem Güterhandel probiert und viel Geld verloren. Damals lebte noch der ältere Bruder vom Schuller. Der war auf der leichten Seite und ließ alle fünf gerad' sein.

Das schöne Sach' kam herunter, und er konnte nichts dawider tun. Weil er es aber nicht länger mit ansehen wollte, ging er selbigesmal nach Kettenbach und nahm Dienst beim Schloßbauern. Da wurde der Johann krank und starb weg über Nacht

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

7)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

stommt herunter, sagte der Unteroffizier hinterher und sah sich nach allen Seiten um. Du hast die Wache, nicht wahr, Gurka? Geh! Dein Lufaschla ist ein geschickter Mensch geworden, fügte der Unteroffizier, zu dem Alten gewandt, hinzu. Wie Du, ist er immer auf den Weinen, kann nicht zu Hause sitzen; neulich hat er einen erlegt.

7.

Die Sonne war schon untergegangen, und die Schatten der Nacht zogen eilig vom Walde herauf. Die Kosaken waren mit ihrer Arbeit an der Grenzwache fertig und versammelten sich zum Abendessen unter ihrem Dache. Nur der Alte blieb noch unter der Platane. Immer noch erwartete er den Habicht und zog das Brustbein an dem Schnürchen hin und her. Der Habicht sah auf dem Baum, schoß aber nicht auf den Korbvogel herab. Lufaschla legte langsam im tiefsten Dickicht der Büsche auf der Fasanenspur Schlingen, um die Fasane zu fangen, und sang ein Lied nach dem anderen. Trotz seines hohen Wuchses und seiner großen Hand ging ihm doch jede Arbeit, groß oder fein, wie man sehen konnte, leicht vonstatten.

„He, Luka! rief ihm aus dem nahen Dickicht gellend Kasarlas kräftige Stimme zu, die Kosaken sind zum Abendessen gegangen.“

Kasarla trat mit einem wilden Fasan unter dem Arme aus dem Gebüsch heraus auf den schmalen Pfad.

O, sagte Lufaschla in leiserem Tone, wo hast Du den Fasan hergenommen? Meine Schlinge muß . . .

Kasarla war ein Altersgenosse Lufaschlas und war auch erst seit dem Frühling bei den Soldaten.

Er war ein häßlicher, hagerer, schwächlicher Bursche mit einer weinerlichen Stimme, die das Ohr unangenehm berührte. Er war Lukas Nachbar und Kamerad. Lufaschla sah auf tatarische Art auf dem Nasen und legte die Schlingen zurecht.

Ich weiß nicht, wem er gehört, vielleicht ist es Deiner?

Hinter der Grube nicht wahr? Bei der Platane? Das ist mein Hahn, ich habe gestern die Schlinge gelegt.

Lufaschla erhob sich und betrachtete den gefangenen Hahn. Er strich ihm mit der Hand über den dunkelblauen Kopf, den der Hahn

erschrocken ausstreckte, wobei er die Augen verdrehte, und nahm ihn in die Hand.

Heute wollen wir Pilaf machen; geh', schlachte und ruppe ihn. Sag', wollen wir ihn allein essen oder dem Unteroffizier davon abgeben?

Der hat schon genug.

Ich fürchte mich, ihn zu schlachten, sagte Kasarla.

Gieb her.

Lufaschla zog sein Messerchen unter dem Dolche hervor und tat einen raschen Schnitt. Der Hahn schüttelte sich. Aber er konnte nicht mehr die Flügel auseinanderschlagen, sein blutender Kopf sank leblos zurück.

Siehst Du, wie's gemacht wird? sagte Luka und warf den Hahn hin. Das wird einen fetten Pilaf geben.

Kasarla schauerte zusammen, als er den Hahn ansah.

Hör', Luka, der Teufel wird uns wieder auf gedeckten Posten schiden, fügte er hinzu, indem er den Fasanen aufhob. Unter dem Teufel verstand er den Unteroffizier.

Fomuschkin hat er nach Kost geschickt. Der ist an der Reihe. Jede Nacht müssen wir dran! Immer verfaßt er auf uns.

Lufaschla ging pfeifend die Grenzwache entlang.

Reich' mir den Strid! schrie er.

Kasarla gehorchte.

Ich sag's ihm heute, wahrhaftig, ich sag's ihm, fuhr Kasarla fort.

Wir sagen, wir gehen nicht, wir sind müde, und damit gut! Sag' Du's, wahrhaftig! Auf Dich wird er hören. Das wäre noch!

Sieh nur, was der schwächt, sagte Luka, der offenbar an etwas ganz anderes dachte. — Unsinn! Ja, wenn er uns aus dem Standort nachts hinausjagte, das wäre ärgerlich. Da hat man sein Vergnügen, aber hier? Ob auf der Grenzwache oder auf gedecktem Posten — das ist einerlei. Ach Du!

Kommst Du nach dem Standort?

Zum Feiertag komme ich hin.

Gurka sagt, Deine Dunajfa geht mit Fomuschkin, sagte plötzlich Kasarla.

Der Teufel soll sie holen, antwortete Luka und zeigte seine weißen Zähne, ohne aber dabei zu lachen. — Finde ich etwa keine andere?

Was hat doch Gurka erzählt? Er kam, sagt er, zu ihr. Ihr Mann ist nicht da. Fomuschkin setzt sich und isst Bieroggen. Er sitzt eine Weile, dann geht er. Und wie er am Fenster vorbeikommt, hört er, wie sie sagt: Nun ist er fort, der Teufel . . . Warum isst Du den Bierogg nicht, Liebster? Und zur Nacht, sagt sie, geh' nicht nach Hause. Und er sagt zum Fenster hinauf: Vortrefflich.

Lügst Du?

Wahrhaftig, bei Gott!

Lufaschla verstummte. — Hat sie einen anderen gefunden, so hol' sie der Teufel! Giebt's nicht Mädchen genug? Sie ist mir ohnehin schon überdrüssig geworden.

Siehst Du, was Du für ein Teufel bist, sagte Kasarla. Du mütest Dich an die Marianka, an die Fährnichstochter heranzumachen. Geht die noch mit niemandem?

Luka machte ein finsternes Gesicht. — Marianka? Einerlei! sagte er.

Nun ja, versuch's nur . . .

Was glaubst Du? Giebt's nicht genug im Orte?

Und Lufaschla begann wieder zu pfeifen, ging die Grenzwache auf und nieder und riß Blätter von den Zweigen. Im Gebüsch blieb er plötzlich stehen. Er hatte ein glattes Bäumchen bemerkt. Er zog sein Messer unter dem Dolche hervor und schnitt es ab. — Das giebt einen Kadestod, sagte er und ließ die Kute durch die Luft sausen.

Die Kosaken saßen beim Abendessen in dem geküchelten Flur der Grenzwache auf dem irdenen Fußboden um ein niedriges Tischchen herum. Da kam das Gespräch auf die Reihenfolge bei dem gedeckten Posten.

Wer soll denn heute gehen? schrie einer von den Kosaken, an den Unteroffizier gewandt, durch die offene Tür des Hauses.

Ja, wer soll gehen? antwortete der Unteroffizier. Onkel Burlak war schon dran, Fomuschkin war schon dran — sagte er nicht ganz sicher. — Geht ihr! Was? Du und Kasarla, wandte er sich an Luka — auch Jerguschow kann mitgehen; er hat wohl schon ausge schlafen?

Du schläfst Dich doch nicht aus, wie soll er es denn? sagte Kasarla mit halblauter Stimme.

Die Kosaken lachten.

Jerguschow war der Kosak, der betrunken vor dem Hause geschlafen hatte. Eben kam er schwankend und sich die Augen reibend in den Flur.

Lufaschla hatte sich in diesem Augenblicke erhoben und machte seine Plinte zurecht.

Und gehet rascher! Eßt und geht! Und ohne ein Wort der Zustimmung abzuwarten, schloß er die Tür. Er hatte offenbar wenig Vertrauen zu dem Gehorsam der Kosaken. — Wäre nicht der Befehl gekommen, hätte ich sie nicht geschickt. So aber kann der Hauptmann kommen. Es sollen acht Abreken übergesetzt sein.

Nun, da heißt's gehen, sagte Jerguschow, Ordnung muß sein! So geht's in solcher Zeit. Da heißt's gehen, sage ich.

Lufascha, der mit beiden Händen ein großes Stück Fasan hielt und bald den Un' ruffiger, bald Kasarka ansah, schien in dessen vollständig gleichgültig gegen alles zu sein, was vorging, und lachte über beide. Die Kosaken hatten noch nicht Zeit gehabt, auf den gedeckten Posten auszurücken, als Onkel Jeroscha, der bis in die tiefe Nacht hinein vergeblich unter der Platane geseffen hatte, in den dunklen Flur trat.

Run Kinder, erdröhnte sein Wah in dem niedrigen Flur und überlante alle anderen Stimmen, ich gehe auch mit. Ihr lauert auf die Tschetschengen, ich auf die Eber.

2.

Es war schon böilig dunkel, als Onkel Jeroscha und die drei Kosaken von der Grenzmaße in Filzmänteln, die Flinte auf dem Rücken, den Terel entlang auf den Platz zuschritten, der für den gedeckten Posten bestimmt war. Kasarka hatte durchaus nicht gehen wollen, Luka aber schrie ihn an, und sie machten sich frisch auf den Weg. Schweigend waren die Kosaken eine kurze Strecke gegangen, dann bogen sie vom Graben ab und gingen auf einem kaum wahrnehmbaren Pfade durch das Schilf bis an den Terel. Am Ufer lag ein dicker schwarzer Balken, den das Wasser herangespült hatte, und das Schilf um den Balken herum war frisch niedergedrückt.

Wie? sollen wir hier lauern? fragte Kasarka.
Ach wo denn? sagte Lufascha, seh' Dich hierher, ich komme sofort zurück, ich will nur dem Onkel die Stelle zeigen. Hier ist der beste Platz, wir sehen alles und können nicht gesehen werden, sagte Jerguschow, lauern wir hier, es ist der vorzüglichste Platz.
Kasarka und Jerguschow breiteten die Filzmäntel aus und legten sich hinter dem Balken nieder. Lufascha und Onkel Jeroscha gingen weiter.

Hier in der Nähe, Onkel, sagte Lufascha, der kaum hörbar dem Alten voranschritt, ich zeige Dir, wo sie hinübergegangen sind. Niemand außer mir weiß das.

Reig' mir's. Du bist ein tüchtiger Bursche, Reiger, antwortete der Alte ebenfalls leise.
Nach wenigen Schritten blieb Lufascha stehen, beugte sich über eine Pflanze und pffif. Stehst Du, hier sind sie zur Tränke vorübergezogen, sagte er kaum hörbar und zeigte auf die frischen Spuren.

Aer Heiland beschütze Dich, antwortete der Alte. Der Eber muß hinter dem Graben in der Grube sein, geh' Du, ich will hierbleiben.
Lufascha zog den Filzmantel höher herauf und ging allein das Ufer entlang zurück, sah scharf um sich, bald nach links auf die Schilfwand, bald auf den Terel, der unten am Ufer rauschte. „Der Tschetschenge muß doch auch aufpassen oder irgendwas umher-schleichen,“ dachte er. Blöthlich schauerte er bei einem stärkeren Geräusch und einem Plätschern im Wasser zusammen und griff nach der Büchse. Vom Ufer her kam prustend ein Eber gesprungen, und seine schwärzliche Gestalt, die sich einen Augenblick von der glänzenden Wasserfläche abhob, verschwand im Schilf. Luka zog seine Flinte hervor, legte an, hatte aber nicht mehr Zeit zum Schießen — der Eber war im Dickicht verschwunden. Er spie ärgerlich aus und ging weiter. Als er sich dem Orte des verdeckten Postens näherte, blieb er wieder stehen und pffif leise. Ein Pfiff antwortete ihm, und er näherte sich seinen Kameraden.

Kasarka hatte sich eingehüllt und schlief schon. Jerguschow sah mit untergeschlagenen Beinen da und rückte ein wenig weiter, um Lufascha Platz zu machen.

Wie lustig sitzt sich's hier! Wahrhaftig, ein vortrefflicher Platz! sagte er. — Hast Du ihn begleitet?

Ja, ich habe es knistern hören — ich habe sofort erkannt, daß es das Wild sein muß, Lufascha hat das Tier aufgeschreckt, denke ich, sagte Jerguschow und hüllte sich in seinen Mantel. — Jetzt will ich einschlafen, fügte er hinzu, wecke mich, wenn der Hahn kräht, denn Ordnung muß sein. Erst will ich schlafen, dann kannst Du schlafen, und ich werde lauern — so.

Ich will gar nicht schlafen, ich danke, antwortete Lufascha

(Fortsetzung folgt.)

Der Stockholmer Skansen.

Soll man auf der Reise in Museen gehen? Natürlich, wird der Durchschnittsreisende erwidern, gerade auf der Reise, besonders auf der Reise, nur auf der Reise. Der Spießbürger, der zu Hause nicht eine Galerie kennt, keine naturhistorische und keine Kunstsammlung je besucht, auf Reisen stolpert er stolz, den roten Vadelker in der Hand, durch jedes Museum. Münz- und Schmetterlingsammlung, ethnologisches und prähistorisches Museum, alte und neue Bilder, Maschinenausstellung und Kunstgewerbemuseum, altägyptische Funde und Textilwaren: auf der Reise interessiert sich der Philister für alles. Da verächtelt er Ausstellungen. Und doch ist gerade der Museumbummel des Reisenden verhältnismäßig ertragarm. Selbst-

verständlich meine ich damit nicht den Museumspezialisten, der sein Fach beherrscht und ganz planmäßig auswählt. Aber der Durchschnittsreisende bringt von seinen Museumsorgien gewöhnlich gar nichts heim als einen wüsten Schädel. Nicht nur die Wahlllosigkeit und Vielheit der massenhaften Museums-eindrücke ist an dieser Wüstheit schuld, sondern auch die Anlage unserer Museen. Selbst wer die Museen einer fremden Stadt nur in kleinen, zuträglichen Dosen genießen will, wer in sorgloser, nervengestärkter Ruhe eindrucksbereit durch Museen spaziert, irt bald mit schwerem Kopf zum Ausgang. An dieser Museums-krankheit (ich überlasse das Thema Nervenärzten zur genaueren Erforschung) ist nicht nur die leichte Ermüdbarkeit des heutigen Großstädters schuld, sondern auch die unerträgliche Anordnung der Ausstellungsgegenstände in fast allen Museen. Die Museen sind meist nur Magazine. Sie sind nicht so feil für den Besucher und Beschauer eingerichtet, sondern vielmehr für die Objekte. Kein Saal, der nicht überfüllt wäre. Der Besucher wird durch das unausförlliche, ruhlose Nebeneinander und Uebereinander und Durcheinander der Eindrücke schnell totgeschlagen... Was die Gemädegalerien anlangt, so ist der Protest gegen das Magazinsystem nicht mehr ganz wirkungslos. Ideale Ausstellungssäle, wo dem einzelnen Bild die nötige Raumfreiheit gewährt wird, gibt es zwar noch in fast keinem deutschen Museum. Immer noch wird eine Farbenfonie von der eng benachbarten begleitet, wenn nicht gar überlönt. Aber im Verhältnis zu allen anderen Arten Museen haben die Gemädegalerien, sofern sie in den letzten zehn Jahren ungeordnet und umgehängt wurden, Luft und Platz bekommen. Die Rechte des Besuchers haben über die Raumspartiamkeitstendenzen der Besitzer vielfach gesiegt: Es gibt schon Gemädegalerien, die man besichtigen und verlassen kann — ohne wüsten Kopfschmerz.

Von Museen kenne ich nur eines, das man mit Lust und ohne Anstrengung besuchen kann, nur eines, das man ohne Ermüdung und ohne Wüstheit besuchen kann: den Stockholmer Skansen. Es ist ein sogenanntes Freiluftmuseum. Was in Schweden lebt, Mensch und Tier, von der kleinsten Wachtel bis zum Hausfreund des Lapp-länders, dem Rentier, das ist hier gesammelt. Jede Provinz hat hier seine Repräsentation. Aber nicht leblos, hinter gläsernen Schränken sind hier Schwedens Natur- und Kulturereignisse gesammelt, sondern im Freien, auf einer der vielen kleinen Inseln, die in den Stockholmer Schären liegen. Man fährt mit einem der unzähligen kleinen Dampfer in ein paar Minuten zu einer Anhöhe in der Saltsjö. Auf diesen sanft ansteigenden Hügel liegt ein „Schweden im Kleinen“ — Nur die eigentliche zoologische Abteilung erinnert an den Museumszweck, denn es ist natürlich unmöglich, die Königsadler und Seehunde, die Schneehühner und Eisbären in voller Freiheit vorzuführen. Höchstens die Rentiere und Lappenhunde können den Käfig entbehren. Aber die einzelnen Zwinger und Bassins und vergitterten Räumlichkeiten sind über den Berg gestreut verteilt, so daß der landschaftliche Eindruck nicht weiter gestört wird.

Biel raffinierter arrangiert ist das eigentliche Kulturmuseum. Man hat aus allen schwedischen Provinzen eine charakteristische Ansiedlung hierher getragen und ins Grüne gesteckt. Da sieht man denn auf einem steinigem, wenig fruchtbaren Stück Land ein Lappenlager mit Winterhöhle und Sommerzelt, daneben das primitiv umgauerte Rentiergehege. Anderswo steht zwischen Obstbäumen ein schöner alter Bauernhof aus Wermland, wie er lebt und lebt, mit all dem soliden, uralten Hausgerät dieser reichen Bauernkultur. Drin in der Mädchenkammer sitzt die Tochter am häuslichen Webstuhl (die schwedischen Bauern treiben noch vielfach Hausweberei) und an der Wand hängen die linksch-unperspektivischen, farbenstarken Bauernmalereien, die in vielen schwedischen Provinzen Urbätertradition sind... Diese Ansiedlungen sind im Skansen nicht etwa billig imitiert, sondern vielmehr hat Dr. Hegelius, der Gründer dieses Freiluftmuseums, die Sammlung so zusammengestellt, daß er auf Reisen durch ganz Schweden die charakteristischen Typen gesehen und dafür gesorgt hat, daß diese Holzhäuser — im Norden gibt es keine dorflischen Steins- oder Ziegelbauten — wie sie standen, in den Skansen transportiert wurden. Er grub sie sozusagen „mit allen Wurzeln“ aus. Da steht nicht nur das Bauernhaus in seiner für die besondere Provinz charakteristischen Bauweise, da blühen auch die dazu gehörigen Gärten, da stehen die Bäume, die zu Hause das Dach des Hauses verbergen. Wer die normale Fauna Schwedens kennen lernen will, der braucht im Skansen nur alle Vorgärten der verschiedenen Bauernhäuser durchzustudieren. Diese Ansiedlungen sind gleichzeitig das schönste Trachtenmuseum, denn nicht nur die leblose Welt der schwedischen Provinz wurde hierher in den Skansen verlegt, auch die Männer, Frauen und Kinder dieser Gehöfte wurden mitgenommen. Da in keinem europäischen Land die alten Trachten in ihrer reichen Vielfältigkeit so gut erhalten sind wie in Schweden, so brauchen die Leute durchaus nicht erst kulturhistorisch kostümiert zu werden, es genügt, daß sie in Stockholm vor der Verfallbüchse bewahrt werden. So enthält der Skansen die schönste Sammlung typischer Beispiele der heimischen Bauweise, die charakteristischen Muster altschwedisches Innenarchitektur, den vollzähligen nationalen Tiergarten, ein Bild der schwedischen Pflanzenwelt, und dies alles in lebender Form, nicht in Museumsstarke. Viele nationale Eigenart, die sonst leicht von dem gleichmachenden Zuge kapitalistischer Fabrikultur verwischt und verweht werden könnte, wird hier wenigstens in lehrreichen Beispielen festgehalten, z. B. gewisse Volkstraditionen, Festtitten, Tanzformen und Volkslieder. An bestimmten Tagen finden im Skansen Feste statt, die zur Konfervierung dieser alten, schönen,

schlichten Länge und Eieder dienen. Man steht: in diesem Freiluftmuseum werden die Kulturmerkmale des Landes lebendig verwahrt, mit einem Di. . . erwort ausgedrückt: „Wie die Dinge sind, dort, wo sie wohnen.“

Der Stockholmer Bus, der allwöchentlich durch den Stansen gefährt wird — solche Exkursionen finden regelmäßig statt —, sieht hier sein ganzes Vaterland lebendig vor sich: ein Stück kongentriertes Schweden. Die Menschen, Tiere, Blumen, Bäume, Häuser, Eradten, Menschen des ganzen Landes, auf einem Hügel veriammelt! Anschaulicher kann Heimatskunde nicht gelehrt werden. Wer dann spät abends, nicht ermüdet, nicht erschöpft, den Stansen verläßt, mit den beleuchteten Schaluppen übers Wasser zum Katerina-Hissen-Turm hinüberfährt, von wo aus man ganz Stockholm übersehen kann, die lieblich umflutete, von Meeresströmen durchrissene, infeltriche Stadt, der schaut bezaubert auf die hunderttausend Lichter, die vom Wasser und vom Land herüberleuchten. Und ihm ist, als hätte er in einem Nachmittags ganz Schweden durchwandert, von den primitiven Lagern der Lappländer bis zu den schönen, glänzenden Heimen der Stockholmer. . .

Stefan Großmann.

Der Siegeszug des Tabaks.

Die Geschichte der Kulturpflanzen hat seit Victor Hehns Buche das allgemeinste Interesse gefunden und den Blick auf die komplizierten Formen der Weltwirtschaft gelenkt, die uns die tägliche Nahrung aus fernen Ländern und auf wunderlichen Umwegen so selbstverständlich auf den Tisch bringen. Gern versetzt man sich in die an Merkwürdigkeiten reiche Geschichte, die die Entdeckung und Verbreitung, die Gewinnung und Verarbeitung so allbekannter Pflanzen wie des Kaffees oder Tees, der Baumwolle oder des Tabaks schildern. Dazu bietet Gelegenheit ein soeben im Verlag von Dr. Voigtländer in Leipzig erschienenes reich illustriertes Werk „Kulturpflanzen der Weltwirtschaft“, das in Wort und Bild in die exotische und doch so nahe Welt der wichtigsten Kulturpflanzen einführt. Der dem Tabak gewidmete, von E. J. Kofke verfaßte Aufsatz bringt interessantes neues Material über den Ursprung und die Verbreitung dieses Krautes, das sich seit mehr denn 300 Jahren allgemeiner Vorliebe erfreut. Wann „das Rauchen erfunden“ worden ist, läßt sich schwer feststellen. Schon im Altertum gab es Völker, die sich durch den Dampf verschiedener Kräuter, die sie veratmeten, oder durch das Einsaugen des Rauches durch Rohre betäubende Vergüdungen verschafften; so ließen sich die alten Gallier und Germanen durch den Dampf von verbranntem Hanf erregen, und es ist nicht unmöglich, daß die alten Babylonier, von denen es Herodot berichtet, auch schon den Tabak gekannt haben. Lange Zeit hat man jedenfalls behauptet, daß der Tabak kein amerikanisches, sondern ein ursprünglich asiatisches Gewächs sei, doch läßt sich nicht nachweisen, daß in China, wo das Rauchen eine uralte Gewohnheit ist, der Tabak schon vor der Entdeckung Amerikas bekannt war. In den Gesichtskreis der Kulturvölker trat das betäubende Kraut jedenfalls erst, als Columbus die neue Welt betrat und sein Matrose Sando der erste christliche Tabakraucher wurde. Die Eingeborenen hüllten sich in ganze Wolken des getrockneten Krautes, das in ein Reisblatt gewickelt an einem Ende angezündet und am anderen in den Mund genommen wurde, also ganz unserer Zigarette entsprach. Doch haben die Eingeborenen von Kuba den Rauch auch durch lange gabelförmige Röhren direkt in ihre Nasenlöcher geleitet, um sich an dem Geruch zu erquiden. Das Rauchen war ihnen eine heilige Beschäftigung, denn das Kraut war ihnen von dem großen Geist aus der Sonne als ein Geschenk gebracht worden. Der Römer Romana Pana, der Columbus auf seiner zweiten Expedition begleitete, gab die erste Beschreibung der Tabakpflanze und der „wunderlichen Angewohnheit des Tabakrauchens“. Er schrieb dem Tabak ungewöhnliche Heilkräfte zu, und zunächst ward die Pflanze nur als unerschöpfliche Medizin gegen Leiden aller Art gebraucht. Doch die Medizin schmeckte bald zu gut, als daß sich die Gesunden dieses Vorrecht der Kranken nicht auch erobert hätten. Im Anfang des 17. Jahrhunderts kam das Rauchen in Frankreich in Mode und griff unter Ludwig XIV. so um sich, daß ein wilder Fieberkrieg zwischen Tabakfreunden und Tabakgegnern entbrannte, Molière die Schale seines Spottes über die „Dampffresser“ ausgoß und Boileau sich mit Entsetzen von den „Nüßen voll von Tabak“ abwandte. Ludwig XIV. ließ Tabak unter das Kriegsvolk verteilen und jeden Soldaten mit Rauchergeräten versehen; auch die Damen, vornehme und geringe, kosteten in reichen Mengen von dem neuen Gift. Wettkämpfe wurden veranstaltet und Sieger war der, der die schönste Pfeife besaß und täglich am meisten daraus rauchte. Die neue Steuer, die auf dies sogenannte Königinnenkraut gelegt wurde, tat der Staatskasse wohl, so daß ein Zeitgenosse schrieb: „Man kann das Kraut eher Königs- als Königinnenkraut nennen, weil es in die Geldkisten des Königs mehr Gold und Silber bringt als die reichsten Bergwerke.“ Den höchsten Taumel aber entfesselte die Tabakleidenschaft, die im 17. Jahrhundert alle Länder überslutete, in Holland. Hier rauchten 1690 die Studenten aus irdenen Pfeifen trotz der ernsthaften Warnung der medizinischen Fakultät, daß ihre Gehirne davon schwarz werden würden. „Die merkwürdigen Kräfte und großen Tugenden des Krauttabaks wurden in Wort und Schrift angepriesen. Bald

taurden zahllose „Tabakhäuser“ eröffnet, die das höchste Vergnügen der Gutgefinnten erregten und in denen doch hoch und niedrig „als fauler Stinker inmitten des stinkenden Qualms“ voll Behagen seine Zeit verbrachte. Viele Raucher „tranken“ täglich zwanzig Pfeifen; schon Kinder von sechs und sieben Jahren saßen bei Tisch mit Pfeifen im Munde. Tagelöhner ließen Frau und Kinder verarmen, während sie selbst sich mit Rauch sättigten.“ So klagt ein Sittenprediger jener Tage. Entstand doch sogar 1699 in Haarlem des Rauchens wegen ein Aufruhr, und manchen Zwietracht brachte die Pfeife in die Häuser, wenn sich Mann und Frau dar in stritten. Nächst Holland wurde Deutschland am stärksten von der Rauchbegier ergriffen. Ein guter Beobachter der Zustände meldet davon: „Von dem Augenblick, wo sie den Tabak kennen lernten, kreuzte sich die Gewohnheit des Rauchens dermaßen aus, daß man bald keine Bauernwohnung mehr traf, wo nicht die Pfeife zu finden war. Teils rauchen, teils essen, teils schnupfen sie den Tabak auf, und man muß sich wundern, daß noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, ihn sich in die Ohren zu stopfen.“ Der erste preussische König war ein leidenschaftlicher Raucher, und Friedrich II., der gern schnupfte, förderte den Tabakbau in Preußen mit allen Kräften. Er betraute 1765 den Kaufmann Francois Lazare Rauband mit der alleinigen Fabrikation und dem alleinigen Verkauf des in Preußen gebauten Tabaks (um sie so besser schröpfen zu können). Sehr spät kam der Tabak nach Schweden; er war noch unter der Königin Christina bei den Bauern so wenig bekannt, daß sie die Tabakrollen, die bei der Strandung eines holländischen Schiffes an Land trieben, für Stride ansahen und mit ihnen das Vieh koppelten. Schwere Verbote gegen den Genuß des Tabaks erfolgten in der Türkei und in Rußland. Sultan Amurath IV. bestimmte, daß jeder, der beim Tabakrauchen getroffen werde, gelötet werden solle und ließ sogleich einem Käufer und einem Verkäufer von Tabak Hände und Füße abhauen und dann beide so verstümmelt aufhängen und verbluten. Im selben Jahre wurde der Tabak in Petersburg feierlich verflucht, für unrein erklärt und das Rauchen als Todsünde hingestellt. Als das keinen Erfolg hatte, wurde 1634 jedem, der rauche, der Verlust der Nase angedroht. 1641 wurde das Verbot dahin umgeändert, daß der, der zum ersten Mal mit einer Pfeife im Munde ertappt würde, gekniet werden solle; das zweite Mal wurde ihm die Nase abgeschliffen und er dann nach Sibirien verbannt. Aber alle Verstümmelungen und Todesstrafen nützten nichts, und so gab denn Zar Peter den Engländern für 15 000 Pfund Sterling die Erlaubnis, Tabak in Rußland einzuführen. — Wie denn alle Regierungen ihren Eifer gegen die wirklichen oder angeblichen Laster ihrer Untertanen aufgaben, so bald sie einsahen, daß sich Laster vortrefflich besteuern ließen.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Die Wirkungen der Musik. Der blämische Komponist Garron hat sich eingehend mit den physiologischen Wirkungen der Musik beschäftigt und eine Reihe von interessanten Beobachtungen darüber gemacht, über die die „Revue“ einiges mitteilt. Er geht aus von der Tatsache, daß in dem normalen menschlichen Ohr von den etwa 3000 Cortischen Bogern in der Schnecke des Labyrinthes jede im Durchschnitte etwa 25 verschiedenen Tönen entspricht. Dabei sind diese Fäden aber nicht bei allen Individuen gleichmäßig wirksam. Es gibt Fälle, in denen sie, außer wenn es sich einfach um ein Geräusch oder natürliche Noten handelt, in einer Erschlaffung verharren. Bei anderen ist ihre Empfindlichkeit wieder in einem Grade entwickelt, daß sie alle nur möglichen Variationen eines Tones oder einer Tonreihe wahrnehmen. Das ist die besondere Fähigkeit der großen Musiker oder der mit einem sehr feinen musikalischen Ohr begabten Personen, die die 25 verschiedenen Schwingungen jeder der 3000 Fäden zu unterscheiden vermögen. Aber die Wahrnehmung des Maximums von Schwingungen ist äußerst selten; das durchschnittliche musikalische Ohr, das von Choristen z. B., unterscheidet nur etwa fünfzehn. Indessen nimmt auch das schwächste Ohr wenigstens eine bestimmte Zahl von Schwingungen wahr, und zwar ist das Gehör so fein entwickelt, weil der primitive Mensch nach der Annahme Garrons mit Gehörswahrnehmungen in seinem Leben am meisten zu rechnen hatte. Rings von Geräuschen umgeben, auch wenn sie ihm nicht bewußt wurden und die Natur um ihn zu schweigen schien, hat der Mensch zunächst Gelegenheit gehabt, seine Fähigkeit in der Unterscheidung von Tönen zu entwickeln. Noch heute ist die Feinheit des Gehörs im allgemeinen größer als die der übrigen Sinne. Die Zahl der Leute, die Farbennuancen gut zu unterscheiden wissen und die der Schönheit der Farben zugänglich sind, ist geringer als die Zahl der für Gehörseindrücke empfänglichen Personen. Kein Mensch, er sei denn taub, vermag sich den Wirkungen der Töne zu entziehen. Jedesmal, wenn die Musik harmonische Töne dem Ohr und so dem Gehirn übermittelt, findet das Nervensystem, das von dem ewigen in der Natur herrschenden Geräusch erregt ist, eine Befänstigung, und so bringt die harmonische Musik eine Erleichterung der Seele hervor, sie belebt und erhöht den seelischen Zustand und vermag so selbst heilkräftige Wirkungen zu üben.